



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Rembrandt als Erzieher**

**Langbehn, Julius**

**Leipzig, 1890**

Unscheinbarkeit

**urn:nbn:de:hbz:466:1-8943**

liche und sinnvolle Thätigkeit war eine urniederdeutsche; denn es ist die Art dieses gesegneten Stammes, überall wohin er kommt, unmerklich die Saaten eines reichen organischen Lebens auszustreuen. Auf kunstpolitischem Gebiet kann und soll er das Gleiche thun. Als vor einigen Jahren zwei Männer in einem offenen Segelboot namens Homeward bound — das sie selbst gebaut und für das sie jedes Brett selbst gesägt und jeden Nagel selbst geschmiedet hatten — vom Kap der guten Hoffnung nach Norwegen fuhren; da konnte man sehen, was niederdeutsche Umsicht und Fähigkeit vermag; dem Volksstamm, der solche Männer hervorbringt, kann Alles gelingen. Einem Wikinger, der in seinem Boot ausfährt, mag wohl auch eine Krone zufallen. Es ist die Eigenthümlichkeit des Niederdeutschen, von einem festen und gegebenen Zentrum gleichmäßig in die Unendlichkeit hinauszustrahlen; dieses Lebensprinzip bethätigt er gerade so gut in der täglichen Praxis wie auf politischem und geistigem Gebiet und nicht am wenigsten in der Kunst. Er erreicht so das Edelste. Zuweilen scheint es bei Rembrandt, daß der Geist Gottes aus dem Noth aufsteige; aber es ist nicht Noth sondern niederdeutsche Erde, aus der er aufsteigt.

Dem innerlich Vornehmen eignet besonders jene scheinbare Unscheinbarkeit, welche für Rembrandt so charakteristisch ist; jenes ruhige und zurückhaltende äußere Auftreten, welches der Franzose mit einem im Deutschen nicht wiederzugebenden Ausdruck als *s'effacer* bezeichnet; und welches z. B. der niederdeutsche Politiker Bennigsen ganz besonders besitzt. Es ist die Gabe, sich den Dingen, nicht die Dinge sich unterzuordnen. Der Niederdeutsche hat diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß man ihn bisher sowohl künstlerisch wie politisch, als eigenen nationalen Typus, eigentlich gar nicht gewahr geworden ist; ja daß er sich selbst in dieser Hinsicht nicht gewahr geworden ist. Aber Unscheinbarkeit ist nicht Farblosigkeit und das Schlichte nicht das Schlechte; der Flintstein ist zwar ein sehr gewöhnlicher Stein, trotzdem findet man zuweilen Rubine in ihm. Wie diejenige Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht, so ist auch derjenige Politiker der beste, der seine Persönlichkeit als solche am wenigsten in den Vordergrund drängt; der nicht niedere sondern höhere persönliche Politik treibt; der ohne Eitelkeit und Eigennutz handelt. Niederdeutsche Staatsmänner sind vorwiegend so verfahren; sie häuften nicht Geld auf wie Richelieu oder Mazarin; sie strebten nicht nach persönlicher Macht wie Napoleon und Gambetta; sie dienten gern dem gemeinen Wohl. Wilhelm I von Oranien, der Stammvater alles gesunden politischen Lebens der Gegenwart, besaß diese glückliche Unscheinbarkeit der Person wie des äußeren Auftretens; und er verdankt ihr einen nicht geringen Theil seiner Erfolge; denn große Dinge wachsen zwar oft mit Lärm aber sie werden nie mit Lärm geboren. Vergleicht man die Mannesgestalt eines Oranien mit der schönen Pose eines Marquis Posa, so wird man erst inne wie sehr der letztere von der geschichtlichen wie psychologischen Wahrheit abweicht; und daß Schiller hier in

Unscheinbarkeit.

denjenigen Fehler verfallen ist, den er an Goethe's *Egmont* so sehr tadelte. Die Natürlichkeit Bismarck's und die Zurückhaltung Moltke's, die Bescheidenheit Washington's wie die Anspruchslosigkeit Franklin's sind Züge von der gleichen Art. Eine gewisse Hausbackenheit scheint von echtem Heroismus, ja von echtem Adel unzertrennlich; sie ist im ältesten griechischen Geistesleben zu finden und verkündet dort die künftige Größe; Shakespeare hat sie durch seine Brautwerbungsscene Heinrich V, dieses Juwel einer niederdeutschen Charakteristik trefflich beleuchtet. Es ist dies derselbe Fürst, den Shakespeare in seinem Heinrich IV als einen liebreichen Geistesaristokraten geschildert hat und der sonach die beiden Seiten des niederdeutschen Charakters: Adel und Volksthümlichkeit in sich vereinte. In griechisch-archaischen venetianischen wie holländischen Gesichtsporträts tritt jener Charakterzug gleichmäßig hervor. Ja er ist noch heute anzutreffen. Krüger, der muthige Präsident des Transvaallandes, wurde von einem Reisenden der ihn besuchen und besichtigen wollte, in Holzschuhen vor seiner Farm stehend angetroffen; der Präsident einer Republik, das Staatsoberhaupt selbst in Holzschuhen; man bedenke! Aber ein „Diplomat in Holzschuhen“ wurde auch Bismarck einst von seinen intimen Feinden genannt; der niederdeutsche Politiker bleibt im Salon wie in der Wildniß derselbe: und der niederdeutsche Volksmann, sei er Bauer Schiffer oder Künstler steht ihm darin gleich. Auch Rembrandt könnte man einen „Maler in Holzschuhen“ nennen. Jene Eigenschaft des Politikers, der sich den Dingen ganz hingiebt, der die Verhältnisse beherrscht weil er sich von ihnen beherrschen läßt, jene völlige Selbstvergessenheit muß der Kunstpolitiker in einem doppelt hohen Grade besitzen. Die Kunst hat nicht ihm, sondern er hat ihr zu dienen.

Der niederdeutsche Künstler trägt diesen unpersönlichen Zug womöglich noch stärker als der niederdeutsche Staatsmann. Shakespeare hat in seinen Sonetten seinen künftigen hohen Ruhm mit bewußter Sicherheit und ganz wörtlich vorausgesagt; dennoch hat fast kein Dichter so wenig wie er sein Selbst nach außen hervorgekehrt; er wird darin eigentlich nur von Homer übertroffen. Beiden ist es in Folge dessen passiert, daß man sogar ihre künstlerische Existenz geleugnet hat; aber wie diese „Homerfrage“ noch jetzt von hochangesehenen deutschen Gelehrten als eine offene betrachtet wird; so weiß jeder verständige Laie, daß jene „Shakespearefrage“ höchst überflüssig ist. Shakespeare war noch größer, als er selbst sagte und glaubte; wie dasselbe von Homer gilt; und von Christus; und von vielen Andern. Es ist bezeichnend für das Genie, daß es seine eigene Größe wie für den Routinier, daß er seine eigene Zämmerlichkeit nicht oder doch nicht nach deren vollem Umfange erkennt. Beides ist, wenn auch unfreiwilligerweise, recht schlagend von E. von Hartmann demonstirt worden, als er herabsetzend über Christus bemerkte: dieser habe „die Tragweite seiner eigenen Aussprüche gar nicht gefannt“; als ob ein Mozart die Tragweite seiner eigenen Musik „gefannt“ hätte; als ob die Nachtigall die Tragweite ihrer

Lieder „kennte“! Und doch sind diese wie jene unsterblich; unsterblich ist auch die Blamage derjenigen beschränkten Köpfe, welche sich erlauben, das echte Genie abschätzig begutachten zu wollen. Sie gehören zum Heerbann Nicolai's! Der Mann fühlt sich selbst und soll sich selbst fühlen; aber über sich zu denken, ist ihm weder nothwendig noch nützlich; „ich habe nie über das Denken gedacht“ rühmt Goethe von sich. Andererseits giebt er in allen seinen Werken nur sich selbst und seine Erlebnisse. Dieses künstlerische „Erkenne dich selbst“ ist besser als die rein verstandesmäßige und so oft mißverständene Forderung des Sokrates. Auch Rembrandt hat jenes befolgt. Kein Maler hat so zahlreiche Selbstporträts hinterlassen wie er; und einem flüchtigen Beobachter könnte dies wohl als Selbstgefälligkeit erscheinen; aber in Wahrheit beweist er gerade dadurch seine vollkommene Unparteilichkeit Sachlichkeit und — Unscheinbarkeit. Er sagt gerade heraus, was er meint, wie ein Kind; er greift zu dem Nächsten, wie ein Kind; er hat keine Nebengedanken, wie auch ein Kind sie nicht hat. Die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“, welche aller Kunst und die Fähigkeit, simple Motive ins Unendliche zu variiren, welche dem niederdeutschen Charakter zu Grunde liegt, bethätigen sich hier auf's Schönste. Rembrandt studirt sich selbst wie Montaigne; er gleicht Diesem in der äußeren Zerflossenheit wie in der inneren Geschlossenheit seiner Darstellungen; eine grandiose Nonchalance erfüllt beide; sie sind echte geistige Grandseigneurs. Es ist bekannt, daß auch Shakespeare zu Montaigne in einer gewissen Beziehung stand; die Essays des Letzteren sind das einzige Buch, von dem man sicher weiß, daß es in dem persönlichen Besitz des Ersteren war; die Beziehungen Rembrandt's zu Spinoza endlich sind schon oben erwähnt worden. Dem Dichterpaa Shakespeare-Rembrandt steht demnach das Denkerpaa Montaigne-Spinoza gegenüber; jenes von intuitiv-niederdeutscher, dieses — in Spinoza ganz und in Montaigne wenigstens mütterlicherseits — von spekulativ-jüdischer Abstammung. Rembrandt und Montaigne betonen ihr Ich; Shakespeare und Spinoza lassen es verschwinden; mag aber die schöpferische Geisteskraft den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen oder den umgekehrten einschlagen, sie giebt und kann nichts Anderes geben als sich selbst. Das Beispiel der genannten, sich in ihrer geistigen Tendenz paarweis überkreuzenden, dichterisch-denkerischen Vierfürsten der Nachrenaissance bestätigt dies aufs Neue; und Christus zeigt in noch höherem Maße jene Eigenschaft: sein Ich zu betonen, indem man auf dasselbe verzichtet und es schließlich sogar vernichtet. „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen“.

Gewissen niederdeutschen Künstlern ist es, ohne ihr Zuthun, ebenso ergangen. Karstens und Brüggemann blieben lange unbeachtet; die Bildwerke Eisenhoit's und die Gedichte des Johannes Sekundus sind noch heute kaum bekannt; Schlüter wurde erst in diesem Jahrhundert nach seinem vollen Werthe gewürdigt. Und doch hat er, der bisher größte deutsche

Bildhauer, durch seine plastischen Werke mehr für die deutsche bildende Kunst geleistet als Lessing durch seine sämtlichen Kritiken; denn was bedeuten seine Unterscheidungen gegen schöpferische Empfindung? Sehr wenig, nach Lessing's eigener Meinung. Auch einen Riscow mußte man erst wieder entdecken; er bezahlte zu seiner Zeit seine volkserzieherischen Absichten mit dem Leben. Der markige Künstlerkopf eines Kethel wird über moderne Schattengrößen vergessen. Bemerkenswerth ist es dabei, daß gewisse feine vornehme und nach außen zurückhaltende niederdeutsche Geister wie Johannes Sekundus und Sturz und selbst witzig volksthumliche wie Fritz Reuter sich gleichzeitig mit Politik Literatur und bildender Kunst ausübend beschäftigt haben; große Hauptströmungen des Volkscharakters wiederholen sich eben in kleinem Maßstabe in einzelnen Persönlichkeiten; diese bewähren dem praktischen Leben gegenüber, was Spinoza Kepler Copernikus dem Weltleben gegenüber bewährten: einen musischen Geisteshauch. Der Niederdeutsche zeigt mithin ganz besonders deutlich einerseits das Bedürfniß und andererseits die Befähigung zur Kunstpolitik.

Mann und  
Masse.

Aus den schon erwähnten Verhältnissen ergiebt sich auch, welches das nächste Ziel derselben sein muß. Der Volksdichter Chaucer und der Adelsdichter Shakespeare, der höfische Reinecke und der derbe Eulenspiegel stehen sich als die zwei ergänzenden Seiten niederdeutschen Lebens und Dichtens, Singens und Sagens gegenüber. Bei Chaucer tritt der Vornehme, bei Shakespeare der Volksmann nur ausnahmsweise und künstlerisch untergeordnet auf. Jede dieser beiden Strömungen bedingt die andere; die erste ist mehr in der Hütte, die zweite mehr im Palaste zu treffen; eigentlich sowohl wie uneigentlich genommen. In gleicher Weise und mit gleichem Rangunterschiede steht der produzierende Künstler selbst seinem Volke gegenüber. Zu den einzelnen so hoch entwickelten Individualitäten, wie Shakespeare und Rembrandt, bildet der sonst so stark ausgebildete Massengeist und Massentrieb der Niederdeutschen einen frappanten und — natürlichen Gegensatz; sie gleichen darin den unzählbaren Grashalmen ihrer eigenen heimatlichen Marschweiden, aus denen gelegentlich eine Hyazinthe aufsteht; oder dem unendlichen Schwarm der Häringe, dieses speziell niederdeutschen Fisches, den ein „Häringskönig“ zu begleiten pflegt. Die tieferen Charaktereigenschaften des Stammes verdichten sich jeweilig zu einem hochbegabten Individuum, das nicht minder überraschend wirkt als eine Blume von seltenem Duft oder ein phosphoreszirendes Tiefseewunder. Man könnte auch sagen: der Mann ragt aus der Masse, wie eine niederdeutsche Eiche über ein niederdeutsches Kleeefeld; und es ist ein eigener Zug der Geschichte, daß der bisher größte niederdeutsche Mann und Staatsmann, Bismarck eben dieses volksthumliche Doppelbild in seinem Wappen führt: drei Kleeblätter in drei Eichenblättern! Der Niederdeutsche ist gewöhnlich; und seine leitenden Geister sind ganz ungewöhnlich gewöhnlich. Dichtgedrängte Massen eines gleichen geistigen Materials zeigen gern die Neigung, sich an einem bestimmten